

Ingo AIGNER, Die alten Salzhandelsstraßen führten durch Friedberg und den Hochzoll, Friedberg 2021, 115 S., 61 Abb.

Salz spielte in den vergangenen Jahrhunderten eine bedeutende Rolle – für die Ernährung und Gesundheit der Menschen, für das Konservieren von rohen Lebensmitteln wie Fleisch, aber vor allem auch in finanzieller Hinsicht, nämlich als staatliche Einnahmequelle. Einige wichtige Publikationen, insbesondere der Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 1995 „Salz, Macht, Geschichte“, haben das Thema in seiner Vielschichtigkeit durchleuchtet. Wie komplex sich die Materie und die Zusammenhänge im Detail gestalten konnten und wie wandelbar sie sich über die Jahrhunderte hinweg an einem einzelnen Ort darstellten, veranschaulicht die vorliegende Publikation. Sie befasst sich mit dem Salzhandel in Friedberg bzw. mit der Situation vor den Toren der bayerischen Grenzstadt am Hochzoll. Da der Salzhandel in enger Verbindung mit der großen und bedeutenden Nachbarstadt stand, ist das Buch auch für Augsburgs Geschichte von Interesse.

Die Publikation ist in zwei Hauptkapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel ist chronologisch aufgebaut und spürt der Entwicklung des Salzhandels nach. Dabei werden wichtige Aspekte wie die verschiedenen Handelsstraßen, die Salzgewinnung, die Zölle oder die Salz Händler angesprochen. Auch erfährt der Leser, welche enormen Mengen an Salzscheiben zeitweise nach Augsburg transportiert wurden. In Friedberg dürfte zwar vorübergehend im Mittelalter eine Niederlagestätte für Salz gewesen sein, von Bedeutung war jedoch in erster Linie der Hochzoll, also die hoheitliche Zollstation der Wittelsbacher. Im Laufe der Jahrhunderte profitierte Friedberg über Wege- und Pflasterzölle indirekt vom Salzhandel. Der Gewinn für die Stadt nahm insbesondere zu, als hier um das Jahr 1588 ein herzogliches Salzamt eingerichtet wurde. Eine besondere Situation ergab sich in Friedberg im 18. Jahrhundert. Die Stadt litt stark unter den Zerstörungen im Spanischen Erbfolgekrieg; auch brannte der Salzstadel damals nieder. Um der verarmten Stadt zu helfen, wurde ihr vom Kurfürsten ein Salzgratium zugestanden. Somit durften für die Stadt auf jede Salzscheibe zwei Kreuzer erhoben werden. Das Salzgratium wurde immer wieder verlängert und in den 1780er-Jahren zum Wiederaufbau des städtischen Wasserwerks erbeten. 1801 lief das Salzgratium aus. Da nun auch Schwaben zu Altbayern gehörte, wurde der Hochzoll aufgelöst und das Friedberger Salzamt 1807 nach Augsburg verlegt. Im zweiten Kapitel geht der Autor vor Ort in Friedberg auf „Spurensuche“, so nach Gebäuden, die in Zusammenhang mit dem Salzhandel standen: dem städtischen Salzstadel, einst nahe der Pfarrkirche gelegen, sowie dem äußeren Salzstadel des Herzogs. Dieser wies mit den Maßen 60 x 13 Meter eine beachtliche Größe auf. Der Autor identifiziert ferner Häuser der Salz Händler und geht der Geschichte eines bedeutenden, jedoch irrtümlich bislang in Zusammenhang mit dem Salzhandel stehenden Hauses nach.

Mit dieser Publikation ist es Ingo Aigner erneut gelungen, ein für die Friedberger Stadtgeschichte relevantes Thema aufzuarbeiten. Sie fügt sich nahtlos in die Reihe weiterer verdienstvoller Werke des Autors über Friedberg ein, etwa das „Häuser-“ oder das „Bürgerbuch“. Wertvoll wird es für den Leser nicht zuletzt durch die zahlreichen Abbildungen, die den Sachverhalt erhellen und anschaulich machen. Teilweise konnten die gezeigten historischen Pläne und Bilder 2014 in der Sonderausstellung „Friedberg 750“ im Museum

2 Buchbesprechungen

im Wittelsbacher Schloss präsentiert werden. Da sie damals jedoch nicht in einer Publikation veröffentlicht wurden, freut sich die Rezensentin sehr darüber, dass dies in diesem Werk geschehen ist.

Alice Arnold-Becker

Ulrich HOFFMANN/Matthias KUNZE (Hg.), Franz Martin Kuen 1719–1771. Ein Maler zwischen schwäbischer Frömmigkeit und venezianischer Pracht, Weissenhorn 2020, 328 S., 413 Farb- und s/w-Abb., ISBN 978-3-87437-597-9, € 34,80.

Augsburg hatte im 18. Jahrhundert seine einstige politische Bedeutung weitgehend verloren, war aber dennoch international bekannt als wichtiges künstlerisches Zentrum mit einer Vielzahl von Verlegern, Kupferstechern und Goldschmieden und nicht zuletzt wegen der 1710 gegründeten Kunstakademie und der in der Reichsstadt ansässigen Maler. Ihre Schüler waren im ganzen deutschsprachigen Gebiet und darüber hinaus tätig und wurden im Lauf des 18. Jahrhunderts von den vielen geistlichen und weltlichen Bauherren für die zahllosen Baustellen verpflichtet, deren Ausstattung mit Fresken und Gemälden bis heute Zeugnis vom hohen künstlerischen Rang des süddeutschen Rokoko ablegen, das spätere Kritiker im Zeitalter des Klassizismus auch, eher abfällig, „Augsburger Geschmack“ nannten. Zentrale Figur war Johann Georg Bergmüller (1688–1762) mit seiner zunächst im Spätbarock einsetzenden Malerei, der an vielen Orten als Freskant tätig war und seit 1730 als Direktor der reichsstädtischen Akademie amtierte. Sein Ruf zog zahlreiche Maler an, die nach Augsburg kamen, um bei ihm ihr Handwerk zu erlernen oder längere Zeit in seiner Werkstatt mitzuarbeiten wie aus Tirol etwa Johann Wolfgang Baumgartner (1712–1761) oder Johann Evangelist Holzer (1709–1740) oder den aus Mähren stammenden Gottfried Bernhard Göz (1708–1774); zum Umfeld zählten Maler wie Christoph Thomas Scheffler (1699–1756), Matthäus Günther (1705–1788), Franz Anton Zeiller (1716–1794) oder Johann Baptist Anwander (1750–1800). Die Werke einiger dieser Künstler sind nicht nur international bekannt, sondern wurden auch Gegenstand kunsthistorischer Forschungen, die sich wie bei J. E. Holzer, M. Göz oder M. Günther in umfangreichen Monographien und zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen niederschlugen. Eine bemerkenswerte Ausnahme blieb – trotz seiner künstlerischen Qualitäten – ein Künstler, dessen Mitarbeit in Bergmüllers Werkstatt archivalisch zwar nicht nachgewiesen werden kann, dessen künstlerische Prägung in seinen frühen Werken aber deutlich erkennen lässt, wie sehr er mit dem Werk Bergmüllers vertraut war: Franz Martin Kuen (1719–1771), der vor allem im Schwäbischen zwischen Donau, Iller und Lech tätig war und in mehreren Jahrzehnten an über 50 Orten um Weissenhorn und Krumbach Fresken und Gemälde schuf.

Anlässlich des 300. Geburtstags gaben der Kunsthistoriker Matthias Kunze (Heimatemuseum Weissenhorn) und der Theologe Ulrich Hoffmann (Heimat- und Museumsverein Weissenhorn und Umgebung) in dem um die Erforschung der Kunstgeschichte Süddeutschlands hochverdienten Verlag Anton H. Konrad einen umfangreich bebilderten monographischen Band heraus, in dem sie zusammen mit Fachkolleginnen und -kollegen das Werk dieses Malers würdigen, eines „wagemutigen Vertreters des deutschen Rokoko“,

wie Hans Tintelnot 1951 Kuen zu charakterisieren versuchte (Die barocke Freskomalerei in Deutschland. Ihre Entwicklung und europäische Wirkung, München 1951, S. 156). Tintelnot deutete damit eine Spannung an, die sich ebenso im Leben des Malers spiegelt wie im politischen und kulturgeographischen Raum, in dem er tätig war. Angesichts der Nationalgrenzen seit dem 19. Jahrhundert und eines damit verbundenen immer stärker ausgeprägten nationalen Bewusstseins ist nur mehr schwer vorstellbar, wie sehr der kulturelle Austausch zwischen den Regionen, über alle Grenzen hinweg, im 18. Jahrhundert möglich war. Der später für viele so befremdlich wirkende Partikularismus des Alten Reichs vor 1806, gerade in Süddeutschland, förderte an vielen Orten, weltlichen und geistlichen Residenzen, Schlössern und Klöstern, die intensive Pflege von Künsten und Wissenschaften, bevor es im 19. Jahrhundert zu dem oft fatalen Gefälle von Zentrum und Peripherie kommen konnte, zum Gegensatz von Metropole und Provinz.

Den Band eröffnet ein ausführlicher Überblick zu Leben und Werk des Künstlers (Matthias Kunze, S. 1–109). Kuen war nach der Lehre bei seinem Vater, dem Maler Johann Jakob Kuen in Weißenhorn, wohl von 1733 bis 1735, nach Augsburg gegangen, um sich zu vervollkommen (zum künstlerischen Umfeld mit J. G. Bergmüller und Johann Georg Wolcker: Josef STRASSER, S. 120–137). 1743 erhielt er mit der Ausmalung der Wengenkirche in Ulm seinen ersten Großauftrag, vermittelt durch seinen Onkel, den Propst des dortigen Augustinerchorherrenstifts St. Michael zu den Wengen. Die im Zweiten Weltkrieg zerstörte, aber durch (farblich nicht mehr zuverlässige) historische Diapositive dokumentierte Ausmalung belegt ebenso wie die der Decke des Bibliothekssaals in der Abtei Wiblingen den erzählerischen Gestus, der auch Bergmüllers Deckenfresken kennzeichnet, etwa in Dießen am Ammersee (1736). In Wiblingen ist gliederndes Prinzip nicht mehr eine illusionistische Scheinarchitektur, sondern einzelne aus dem Repertoire des Rokoko-Ornaments entwickelte und ins Monumentale gesteigerte, architektonische Motive trennen die im Randstreifen des offenen Himmels spielenden Szenen (zur „Bilder-Sprache“ Kuens: Angelika DREYER, S. 138–153). Wohl zwischen 1745 und 1747 hielt sich Kuen – wie viele andere deutsche Maler seit dem 16. Jahrhundert – in Italien auf und studierte berühmte Vorbilder in Rom und Venedig, hier besonders Tizian und Sebastiano Ricci, vor allem aber Giovanni Battista Tiepolo. Ohne dass Genaueres darüber bekannt wäre, scheint es Kuen gelungen zu sein, zeitweise in Tiepolos Werkstatt aufgenommen zu werden. Vielleicht war er als Gehilfe an der Ausmalung des Palazzo Labia 1746/47 beteiligt, jedenfalls brachte er aus Venedig eine Reihe von Nachzeichnungen der Fresken mit, außerdem vier eigenhändige Pinselstudien Tiepolos, die dieser ihm vielleicht als Dank für seine Mitarbeit geschenkt hatte. Wie viele spätere Werke Kuens zeigen, hatte dieser nicht nur Stil und Kolorit nach dem Vorbild Tiepolos weiterentwickelt, sondern war auch mit dessen Bildkompositionen bestens vertraut, die er immer wieder für eigene Bildentwürfe zitierte. Dies war ein im 18. Jahrhundert gebräuchliches Verfahren, bei dem man keineswegs Mangel an Originalität unterstellte, sondern das als künnerhafte Anverwandlung berühmter Vorbilder geradezu erwartet wurde und hohes Ansehen genoss (zur „Kunst der klugen Kompilation“: Andrea GOTTDANG, S. 154–167). Verwandtschaftliche Beziehungen verhalfen Kuen zu Aufträgen von den Prämonstratensern: Der berühmte Prediger und geistliche Autor Sebastian Sailer, Chorherr in Obermarchtal, war sein Vetter, sein älterer Bruder

4 Buchbesprechungen

Hermann Kuen der Leiter des Gymnasiums der Prämonstratenser in Roggenburg (zu Kuens Beziehungen zu den Prämonstratensern: Ulrich Hoffmann, S. 111–119). Er arbeitete für Ursberg und Schussenried, vor allem aber seit 1750/51 für das im Bau befindliche Stift Roggenburg. An der Ausstattung der Kirche und der Räume des Klosters war er bis 1768 tätig (zu den Wandmalereien: Rainer ROMMENS, S. 182–201), u. a. als Porträtist der Äbte (zu Kuens Porträts: Yvonne SCHÜLKE, S. 168–181). Ein Beitrag ist der Maltechnik Kuens als Freskant gewidmet (Johannes AMANN und Johanna KLASSEN, S. 202–209). Matthias Kunze stellt Schüler und Nachfolger Kuens vor (S. 210–215), von denen Johann Baptist Enderle (1725–1798) und Konrad Huber (1752–1830) die bekanntesten waren. Den reich bebilderten Band beschließt das von Matthias Kunze und Stefanie WARKUS erarbeitete, durch ein alphabetisches Ortsverzeichnis gegliedertes Werkverzeichnis der Fresken und Gemälde Kuens.

Mit diesem Band erhält ein bedeutender Maler des Rokoko nach langer Zeit endlich eine angemessene umfassende Darstellung, die das Desiderat einer Monographie auszugleichen hilft. Kuens Werk belegt die Rezeption Venedigs nördlich der Alpen, ist aber gleichzeitig auch ein sprechendes Beispiel für die Vitalität der Kunst des 18. Jahrhunderts im süddeutschen Raum.

Wolfgang Augustyn

Flodoard von Reims, Annalen, hg., übers. und eingeleitet von Günter EICHLER/Thomas WOZNIAK (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe 52) Darmstadt 2020, 224 S., 2 s/w-Abb., 2 Karten, 5 Stammtaf., ISBN 978-3-534-27258-7), € 60.

Die Annalen des Reimser Domkanoniker Flodoard sind eine der bedeutendsten Quellen in der ersten Hälfte des ansonsten quellenarmen frühen 10. Jahrhunderts. Flodoard war nach seiner Berichterstattung Sohn einer Vasallenfamilie des Erzbischofs von Reims und war vermutlich 893/94 in der Reimser Champagne geboren worden. Der seit der frühen Neuzeit genannte Geburtsort Épernay beruht auf sehr unsicherer Überlieferung. Nach seiner Ausbildung in der Reimser Domschule ist Flodoard unter Erzbischof Heriveus (900–922) in den Domklerus eingetreten und hat 919 seine Annalen begonnen, die anfänglich kurze Notizen waren und langsam an Umfang zugenommen haben. Flodoards Stellung innerhalb des Domklerus wurde bedeutsamer, doch scheint er nie zu dessen Propst aufgestiegen zu sein. Nachgewiesen ist seine Stellung als Archivar, die mit der des Bibliothekars verbunden gewesen sein dürfte. Nicht beweisen lässt sich, ob er auch das später mit diesen Aufgaben verbundene Amt des *magister scholarum* wahrgenommen hat. Nach den Angaben in seinen Annalen hat Flodoard sich mit dem Erzbischofsitz Reims eingehend befasst, wie der Übergang von der dritten Person zur ersten in seiner Berichterstattung an mehreren Stellen beweist. Die zwischen 925 und 962 immer wieder ausbrechenden Auseinandersetzungen um den Reimser Erzbischofsitz haben ihn wiederholt persönlich betroffen. Zuletzt hat er 963 aufgrund von Altersbeschwerden auf sein Amt im Domklerus verzichtet, das seinem gleichnamigen Neffen übertragen wurde.

Im Jahr 966 brechen die Annalen vermutlich aufgrund des Ablebens von Flodoard ab. Er hat neben den Annalen auch eine Geschichte der Reimser Kirche geschrieben, die in moderner Edition vorliegt, und ferner das Epos „Die Triumphe Christi und seiner Heiligen“, das noch einer Edition und weiteren Untersuchungen harret. Die Annalen waren im Mittelalter nach der Überlieferung nicht sehr weit verbreitet. Sie sind im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts zwar von mehreren Geschichtswerken herangezogen worden, dann aber in Vergessenheit geraten, um erst in der frühen Neuzeit wieder entdeckt zu werden. Die Forschung hat die überlieferten Handschriften der Annalen in zwei Gruppen eingeteilt. Die heute in Montpellier überlieferte Handschrift A aus dem 11. Jahrhundert geht unmittelbar auf das Autograph Flodoards zurück und stellt einen Überlieferungsstrang dar. Die übrigen Handschriften B bis G gehören zu der zweiten Handschriftengruppe. Während die Handschriften B–D ebenfalls aus dem 11. Jahrhundert stammen, wurde die Handschrift E im 13., die Handschrift F im 15. und die Handschrift G erst im 17. Jahrhundert geschrieben. Die bis heute maßgebliche Edition von Philippe Lauer (1874–1953) aus dem Jahr 1905 hat die Handschriften A–E herangezogen und F und G unberücksichtigt gelassen. Das Vorwort listet im Weiteren die seit 1588 bis zur Gegenwart erschienenen Editionen auf, um sich in einem weiteren Schritt mit den Problemen der Übersetzung und den Erläuterungen und der Übersetzung schwieriger Begriffe zu befassen. Diese basiert auch auf der Edition Lauers von 1905. Sie wurde auf der rechten Seite des Bandes gedruckt, während der lateinische Text auf der linken Seite steht. Der Variantenapparat der kritischen Edition wurde dort weggelassen. In den Text der Edition wurde nur in sehr geringem Umfang eingegriffen.

Schwieriger war es, die von Flodoard verwandten Begriffe wie *civitas*, *urbs*, *oppidum*, *municipium* etc. zu übersetzen, weil in vielen Fällen unklar bleibt, wann diese Begriffe synonym oder unterschiedlich verwandt werden. Daher wurden in unklaren Fällen die lateinischen Begriffe in die deutsche Übersetzung übernommen, während im Übrigen die Übersetzung versucht, den lateinischen Text möglichst am Original orientiert wiederzugeben. Übersetzungsprobleme bereiten auch Titel mit politischer Stellung und sozialem Rang sowie Begriffe von Orten und militärischen Anlagen sowie Gebietsnamen, da sich deren Zuordnungen seit der Spätantike verändert haben. Die Beschäftigung mit der Quelle wird auf diese Weise erheblich erleichtert. Im Band folgen noch Literaturhinweise, eine Zeittafel von 898 bis 987, Stammtafeln der Karolinger, Liudolfinger, der Grafen von Vermandois, der Könige von England und der Herzöge der Normandie sowie Karten, die die Annalen erschließen helfen.

Nach den Kapitelüberschriften folgt der Text der Annalen und ihrer Übersetzung, der durch Personen- und Ortsregister erschlossen wird. Die Annalen setzen ihren Schwerpunkt in der Berichterstattung zwar auf die Francia mit Reims als Mittelpunkt, doch hat Flodoard – vermutlich durch seine Beziehungen – über eine Fülle von Informationen verfügt. Diese haben ihn im Westen bis aus Aquitanien und der Bretagne erreicht, im Süden über die Provence bis aus Italien, im Norden bis aus England und im Osten bis aus Böhmen, was in etwa den Raum des karolingischen Frankenreiches erfasst. Deutlich wird die schwierige Situation der karolingischen Nachfolgestaaten durch die Berichte über die dauernden Angriffe der Ungarn, Normannen und Sarazenen zu Beginn des 10. Jahrhun-

derts geschildert. Die Siege der Könige Heinrich I. im Jahr 933 und Otto I. 955 auf dem Lechfeld über die Ungarn wurden ebenso in die Quelle aufgenommen wie der Ablauf der Synode von Ingelheim 948. Dort wird aus der Form der Berichterstattung deutlich, dass Flodoard an der Synode persönlich teilgenommen hat. Die Annalen zeigen die guten Informationsquellen Flodoards, die ihm den Raum fast des gesamten ehemaligen Frankenreichs erschlossen haben und vermutlich überwiegend aus dem Bereich der fränkischen Geistlichkeit gestammt haben dürften. Es ist vorteilhaft das Werk Flodoards in deutscher Übersetzung vorliegen zu haben, da dadurch die Kirchenprovinz Reims und Lothringen wieder mehr in den Mittelpunkt einer Geschichtsbetrachtung des gesamten ehemaligen Frankenreichs tritt. Das Erscheinen der Quelle ermöglicht auch, diese in Zukunft intensiver in den akademischen Unterricht einzubeziehen, damit wird die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts in Zukunft für die Forschung präsenter, als sie dieses bislang war.

Immo Eberl

Klaus OSCEMA / Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *Zukunft im Mittelalter. Zeitkonzepte und Planungsstrategien (Vorträge und Forschungen 90)* Ostfildern 2021, 352 S., 19 farb. Abb., ISBN 978-3-7995-6890-6, € 49.

Der Band geht auf die bei der Herbsttagung 2018 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte gehaltenen Vorträge zurück. Er umfasst neben Einführung und Zusammenfassung zehn Beiträge. Nach der Einführung „Mittelalterliche Zukünfte“ (Bernd Schneidmüller) war die Geschichtswissenschaft in ihrem Studium der Vergangenheit stets auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Auch die moderne Wissenschaftskultur sieht in der Zukunftsförderung die wichtigste Herausforderung, wie an Beispielen gezeigt wird. Zu Beginn der Planungen von Tagung und Tagungsband wurden zwei Hypothesen aufgestellt, die sich im weiteren Verlauf als unzureichend erwiesen. Die Beschränkung auf Epochenkonstrukte wie die vier Weltreiche oder die sechs Schöpfungstage führte nicht dazu, die Vielfalt mittelalterlicher Zukünfte festzustellen. „Erst der Aufbruch über die bloßen Diskurse hinaus ließ die vielen Planungs- und Vorsorgestrategien vergangener Jahrhunderte angemessen entdecken.“ Der Band wird daher von einer Mischung von Denk- und Handlungsebenen bestimmt. Abschließend wird auf die erschütterte Prognosefähigkeiten der Geistes- und Kulturwissenschaften hingewiesen, die nicht zulassen, dass vergangene Zukünfte zur Vorlage für gegenwärtige Planungen werden, sondern dem Betrachter „einen menschlichen Kreativitätspool zeigen, der ganz anders war. Diese Einsicht macht klüger und bescheidener zugleich.“ Mit dieser Einführung beginnt der Leser seine Lektüre.

Die Darstellung „Die Zukunft des Mittelalters, Befunde, Probleme und (astrologische) Einblicke“ (Klaus Oschema) geht nach einer Bestandsaufnahme der methodischen Probleme mit einem Exkurs über konkrete Regelungen für die Zukunft und einem „Blick in die Urkunden“ sowie der Erörterung aktueller Zugänge auf die zukunftsorientierten Texte des Spätmittelalters ein, die zuletzt noch die Astrologie mit ihrer Vorausschau einbeziehen. Neben Ezzelino da Romano wird dabei das Handeln der Kaiser Friedrich II. und III. sowie von Barbara von Brandenburg vorgestellt und darauf hingewiesen, dass

die „nach Seriosität strebende Geschichtswissenschaft“ die Texte in ihre Betrachtung der Vergangenheit miteinbeziehen sollte, um ein vollständigeres Bild derselben zu erreichen. Ob zur Vermittlung des Textes die Gendersternchen notwendig sind, sei dahingestellt. Der Transzendenz des Christentums wendet sich Klaus HERBERS (Geschichtsverlauf, Eschatologie und Transzendenz in der lateinischen Christenheit des Mittelalters) zu. Bei feststehenden biblischen Grundlagen bieten die Konzeptionen vom Ende der Zeiten eine große Vielfalt und Dynamik, die in der Zusammenfassung zu einer Reihe von Anregungen für die künftige Forschung führen. Stefan LEDER geht auf die Transzendenz im Islam ein (Zukunft zwischen Immanenz und Transzendenz. Arabisch-islamische Perspektiven [8.–15. Jahrhundert]) behandelt nach der Darstellung der Annäherungen an die Zukunft in der arabisch-islamischen Tradition Eschatologie, Geschichte und Gerechtigkeit, um zuletzt zur Zukunftssicherung und Zukunftsfähigkeit zu gelangen. Hier wird die Frage nach der Verankerung von Zukunftsdiskursen in der arabischen Tradition und die Vereinbarkeit von islamischer Tradition und Zukunftsorientierung zuletzt in zunehmendem Maße bei arabischen Autoren in den letzten Jahrzehnten behandelt. Dabei wird der Nachweis historischer Zukunftsperspektiven mit der modernen Zukunftsfrage verbunden, um Möglichkeiten und Grenzen der kulturellen Selbstbehauptung aufzuzeigen.

In einem weiteren Schritt zeigt Anke HOLDENRIED die Kraft der Prophetien (Teaching Future Matters in the Medieval West. The Terms propheta / prophetabant, tempora, and visio in Peter the Chanter's *Distinctiones*). Nach der Vorstellung von Leben und Werk Peters the Chanter (Petrus Cantor) mit den *Distinctiones* werden diese in ihrer Bedeutung behandelt. Daniela WAGNER (Die Zeit im Blick. Zur bildkünstlerischen Sichtbarmachung von Zukunft im späten Mittelalter) geht von der nur in Resten erhaltenen Wandmalerei in der Florentiner Kirche Santa Croce aus, die 1345 Andrea di Cione geschaffen hatte, um den Triumph des Todes, das Jüngste Gericht und die Hölle zu zeigen. Das 7,2 x 18 Meter messende Fresko gab in drei Bildfeldern einen Eindruck der letzten Dinge, der mit der künstlerischen Entwicklung bei Hans Holbein d. J. und Albrecht Altdorfer verknüpft wird und den „beschränkten Blick“ auf die Zukunft zeigt. Die Kunst trug dazu bei, die unsichtbare Zukunft zu erschließen. Einen Schritt zur Praxis macht Benjamin SCHELLER (Erfahrung, Erwartung und Erlösung. Die Stiftungen des Mittelalters als Zukunftspraxis) mit dem Hinweis auf die anthropologische Konstante der Zukunft im menschlichen Leben. Er stellt die Stiftungen des Mittelalters als Zukunftspraxis in Beispielen vor, um zuletzt die Armenstiftung des Francesco di Marco Datini in Prato zu untersuchen, die dem Stifter ewiges Leben, ewige Seligkeit und ewiges Heil in der zeitlosen Zukunft nach dem Weltgericht sichern sollte.

Die Diskussion über die Zukunft greift Anja RATHMANN-LUTZ (Wessen Zukunft? Sprechen über Kommendes an Höfen und Klöstern des Hochmittelalters) auf. Ausgehend von Zitaten des Abtes Suger von Saint-Denis in seiner *Vita Ludwigs VI.* von Frankreich und seinem Werk *De consecratione* werden die Sphären von Klöstern und vom Hofe untersucht. Als literarische Zeugnisse werden der Briefwechsel Abaelards mit Heloïse, die Schriften des Abtes Suger, der Bericht Odos von Saint-Denis über den Zweiten Kreuzzug (1148), Briefe des Abtes Suger und König Ludwigs VII. sowie der Roman *Cligès* des Chrétien de Troyes herangezogen. Die Zukunftsplanung war in Kloster und Hof verschie-

den, doch hat jeweils Jenseits und Diesseits in die Planungen hineingespielt. Ulla KYPTA zeigt mittelalterliche Kaufleute in der Vorsorge für die diesseitige Zukunft, die auch ihre jenseitige sicherte. Kaufleute sahen Zukunft nicht als unvorhersehbar an. Sie sammelten Informationen über die Gegenwart und Vergangenheit. Dabei ergab sich für sie, dass ein Teil der Zukunft ähnlich wie Gegenwart und Vergangenheit ablaufen würde, der andere blieb unvorhersehbar. Sie planten ihr diesseitiges Leben und richteten es auf das jenseitige aus. Sie kannten die eigene Ungewissheit im Umgang mit der Zukunft und wiegten sich daher nicht in falscher Sicherheit. Julia BURKHARDT betrachtet „religiöse Gemeinschaften als Abbild des zukünftigen Gottesreiches“ ausgehend von der Spätantike mit Deutungsmodellen, Praktiken, Repräsentationen und Devianzen. Die religiösen Gemeinschaften wollten gemeinschaftlich den Weg im künftigen Gottesreich finden, womit Gegenwart und eschatologische Zukunft programmatisch beschrieben wurden. Das Kloster der Gegenwart war in den Augen der Zeitgenossen ein Ort besonderer Gottesnähe und ein Abbild des künftigen Gottesreiches.

Thomas ERTL befasst sich mit den „Kreuzzugspläne(n) nach 1291 zwischen Utopie und ‚Useful Knowledge‘“ ausgehend von den Schriften zu dieser Rückeroberung, die im Anhang für den Zeitraum zwischen 1274 und 1334 mit rund 40 Traktaten und Denkschriften aufgeführt werden. Diese Schriften hatten geringe Wirkung, da sie einerseits Altbekanntes wiederholten und andererseits durch die politischen Entwicklungen kein neuer Kreuzzug zustande kam. Die zahlreichen Schriften über fremde Völker festigten das westeuropäische Überlegenheitsgefühl und haben bis ins 19. Jahrhundert nachgewirkt. Sie haben auch zu der Sichtweise beigetragen, dass die reisenden und erobernden Christen Westeuropas die Zukunft bestimmten. Die Ergebnisse der Tagung stellt Petra SCHULTE zusammen und umreißt zuerst die „vergangene Zukunft“ als Forschungsfeld. Das sich wandelnde Mittelalterbild wird mit Fragestellungen und Beobachtungen vorgestellt. Der abschließende Ausblick weist zu Recht daraufhin, dass das Mittelalter in seiner Komplexität und Differenziertheit ernst genommen werden muss. Der Band hat die von der Forschung bislang wenig beachteten Zukunftsvorstellungen des Mittelalters untersucht und dabei deutlich gemacht, dass der mittelalterliche Mensch an der Zukunft lebhaftes Interesse gehabt hat. Er hat dabei zwischen der unmittelbaren Zukunft in absehbarer Zeit und der Vorsorge für das ewige Seelenheil sehr wohl unterschieden und ist dadurch dem Menschen der Gegenwart sehr nahe. Der Band ist auch für die regionale, landeskundliche Erforschung des Mittelalters von erheblicher Bedeutung, da er die Interessen und das Denken des mittelalterlichen Menschen aufhellt.

Immo Eberl

Hans-Ulrich WIEMER (Hg.), Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 102) Berlin/Boston 2020, XII + 460 S., 8 farb. und 4 s/w-Abb., 8 Tab., 2 Karten, 1 Stammtaf., ISBN 478-3-11-065820-0, € 94,95.

Grundlage für das vorliegende Werk war die unter demselben Thema veranstaltete Tagung im Historischen Kolleg/München, die die neuere Forschung zum gotischen Königreich Italien vorstellen und Perspektiven für die weitere Forschung aufzeigen sollte. Der Herausgeber weist in der Einleitung darauf hin, dass die Darstellungen immer wieder eine Blüte unter der Herrschaft Theoderichs hervorheben. Dabei lassen die Quellen aber die Lebenswelt in Städten und Dörfern in der Regel außer Betracht. Die archäologischen Funde, die in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen haben, unterliegen Deutungsproblemen, was die Zuweisungen erschwert. Die Untersuchung der „Städte Nord- und Mittelitaliens im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr.“ (Christian WITSCHHEL) weist auf die große Kontinuität der politisch-administrativen Untersuchungsebene hin, während sich die epigraphische Kultur gegenüber dem 4. Jahrhundert grundlegend verändert hat, was in gleicher Weise für die Stadtbilder gilt. Diese Transformationsprozesse hatten bereits vor der Herrschaft Theoderichs begonnen und diesem ist es nicht gelungen, die Veränderungen der Stadtbilder umzukehren. Ergänzend wird die Entwicklung der Stadtlandschaft Roms unter den gotischen Königen (Ralf BEHRWALD) in einem eigenen Beitrag untersucht. Das Weichbild Roms war nach neueren Grabungen, z. B. in der Crypta Balbi, wohl schon zu Theoderichs Zeit von einer Isolierung einzelner Quartiere geprägt. Die Baupolitik des Gotenkönigs hat sich dabei in die Entwicklung der kaiserlichen Baupolitik eingefügt.

Der Beitrag „Landscapes, Townscapes, and Trade in Sicily AD 400–600“ (Emanuele VACCARO) geht auf Grabungen in Sizilien seit der Jahrtausendwende ein. Die Geschichte Siziliens zeigt jetzt eine veränderte Entwicklung. Die Städte Agrigent, Lilybaeum und Catania lassen einen Kontrast zwischen Stadt und Land erkennen, wobei die schrumpfenden Städte ihre Funktionen als Zentralorte behielten, während die ländlichen Siedlungen expandierten. Sizilien war in der Zeit Theoderichs ein komplexer und gut vernetzter Wirtschaftsraum mit hohen Überschüssen. Für das ostgotische Reich – „Ostrogothic Italy. Questioning the Archaeologies of Settlement“ (Neil CHRISTIE) – fehlen noch immer archäologische Funde. Das Reich wird in drei Phasen erfasst: der ersten von 490–510 mit der Stabilisierung der ostgotischen Herrschaft, der zweiten, 510–530, mit der politisch-ökonomischen Stabilisierung und der letzten Phase (530–550) mit der Destabilisierung des Staates durch den gotisch-byzantinischen Krieg. Die Lage der Städte, der Landschaft und der Grenzgebiete wird mit neuen archäologischen Funden hinterfragt. Homöer und Juden werden als religiöse Minderheiten im Ostgotenreich (Hanns Christof BRENNECKE) vorgestellt. Der Begriff „Homöer“ hat die bisherige zeitgenössische, aber ungenauere Bezeichnung „Arianer“ abgelöst. Die Minderheiten werden in ihrer Bedeutung im Reich Theoderichs und seiner Nachfolger vorgestellt, die die ostgotische Herrschaft zu einem guten Teil entschieden unterstützt haben. Die konfessionelle Differenz und die politische Kooperation wird im Beitrag „Katholische Geistliche, homöischer König“ (Jan-Markus KÖTTER) deutlich. Die Toleranz Theoderichs hat anscheinend trotz des Verhaltens gegenüber Papst Johannes 526 keinen grundlegenden Wandel erlebt.

Theoderichs Personalpolitik und sein Verhältnis zu den Repräsentanten der römischen Aristokratie wird im Beitrag „Senatorische Macht und Ressourcenkontrolle im Italien Theoderichs“ (Peter EICH) in vielen Einzelheiten dargestellt, was zu umfassenderer Kenntnis der führenden Gesellschaftsschicht Roms und ihr Wirken führt. Die „Konzepte der Kodifikation in den poströmischen Königreichen“ werden am Edikt Theoderichs des Großen (Karl UBL) behandelt. Das Edikt beschreibt eine Gesellschaft, die sich gewandelt hatte, wie es das Edikt selbst in der neuartigen Form der Kodifikation ist. Dessen Unordnung wird als Stilisierung der beständigen Sorge um Rechtswahrung gesehen. Der anfängliche Schwerpunkt auf Delikte der Rechtspflege beweist die Hinwendung zu dem im Prolog formulierten Ideal der Rechtsstaatlichkeit. Die Regelungen der bäuerlichen Lebenswelt brachte die Sorge des Gesetzgebers für alle Teile der Gesellschaft zum Ausdruck und zeigt, dass sich Theoderich als Herrscher über einen Rechtsstaat akzentuierte. Der Herausgeber befasst sich in seinem Beitrag „Von Theoderich zu Athalarich. Das gotische Königtum in Italien“ mit der Nachfolgeregelung des Königs. Das unter Theoderich gewachsene Ostgotenreich verkleinerte sich wieder auf seinen ostgotischen Teil. Der König war von der Zustimmung unterschiedlicher Gruppen abhängig, die das gotische Heer, die römischen Senatoren und die katholischen Bischöfe bildeten. Das gotische Königtum in Italien musste immer wieder neu ausgehandelt werden, wie der Abschluss der Untersuchung ergibt und im Anhang durch Schreiben Athalarichs an die drei Gruppen unterstrichen wird. „Römische Identität(en) im gotischen Italien“ (Timo STICKLER) werden am Beispiel des Senators Cethegus in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts und seines gleichnamigen, vermutlichen Nachfahren in der Zeit um 600 herausgearbeitet. Die Zerstörung der materiellen Grundlagen durch die Gotenkriege hatte die senatorische Identität zerstört. Einige Senatoren hatten sich nach Sizilien zurückgezogen, wie das Beispiel der Cethegi und die neueren archäologischen Untersuchungen auf Sizilien beweisen. Die ethnische Identität war nach den Gotenkriegen bedeutungslos.

Die „gotische Identität“ (Walter POHL) wird aufgrund der Debatten der letzten Jahrzehnte in der Forschung untersucht, wobei auf die methodischen Zugänge zur ethnischen Identität eingegangen wird. Dabei werden die „Forschungen“ von Walter Goffart und Robert Kasperski zurechtgerückt, die sich eine Geschichtsbetrachtung geschaffen haben, die durch Vorabüberzeugungen jeder schriftlichen Überlieferung den Boden entzieht. Der methodische Ansatz Pohls zur Betrachtung der Geschichtswerke der poströmischen Regna und ihrer Bedeutung für die Identitätsbildung überzeugt dagegen. Der Beitrag „Anthologizing their Successes: Visions of the Past in Gothic Italy“ (Massimiliano VITIELLO) behandelt die von Cassiodor im Auftrag Theoderichs verfasste „Geschichte der Goten“. Das in der *Getica* des Jordanes teilweise erhaltene Werk wird unter Heranziehung der neu entdeckten Fragmente des Dexippos aus der Mitte des dritten Jahrhunderts betrachtet. Cassiodor hat, wie sich ergibt, keine Informationen erfunden, sondern diese so zusammengestellt, dass die gotische Geschichte und das Geschlecht der Amaler im besten Licht erschienen. Die Quellenforschung der *Getica* und der *Variae* erhält dadurch neue Anstöße. Der Beitrag „(K)Ein Gote? Theoderich und die Heldensage der Germanen“ (Florian KRAGL) geht auf den weiten Unterschied zwischen der historischen und altgermanistischen Forschung ein. Die Heldensage hat sich früh herausgebildet, als die Sprachgemein-

schaft der Dialekte noch die Verbreitung unterstützt hat. „Statt eines Nachworts“ geht der Herausgeber auf die Forschungen über Theoderich zwischen 1544 und 2018 in vielen Einzelheiten ein. Die Forschungsdiskussion geht bis in die Gegenwart. Der umfassende Überblick über die Entwicklung des ostgotischen Königreichs lässt den süddeutschen, vor allem alemannischen Raum, außer Betracht. Trotz dieser Enttäuschung für die landesgeschichtliche Forschung bietet das Werk einen neuen Zugang zum ostgotischen Reich und gibt der Forschung zahlreiche neue Anstöße.

Immo Eberl

Andreas WEILEDER u. a. (Hg.), Die Stadt Kaufbeuren, Bd. 4: Die Geschichte der Ortsteile Oberbeuren, Hirschzell und Kemnat von den Anfängen bis zur Gegenwart, Thalhofen 2021, 384 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-95551-119-7, € 32.

„Jedem recht getan ist eine Kunst, die niemand kann.“ Dieses Motto hat der Verleger Josef BAUER am Schluss seiner „Chronologie einer Stadtgeschichte“ gestellt, in der er den langen, verschlungenen Weg bis zum vierten Band und dem Abschluss der Reihe „Die Stadt Kaufbeuren“ beschreibt. Dabei wird deutlich, wie schwierig es ist, eine ausgewogene, wissenschaftlich fundierte Ortsgeschichte zu erstellen und welche Fallstricke sich dabei ergeben; aber das Endergebnis zeigt: Hier wurde sehr viel richtig getan. Der anzuzeigende Band behandelt die Kaufbeurer Ortsteile Oberbeuren, Hirschzell und Kemnat und ist ein Beispiel dafür, wie ergiebig und spannend trotz oft schwieriger Quellenlage die Geschichtsschreibung solch kleiner Ortschaften sein kann. Der Band setzt Maßstäbe – trotz oder auch weil die Kapitel von verschiedenen Autorinnen und Autoren, viele Abschnitte sogar von mehreren geschrieben wurden. Die Herausgeber haben sich für eine Gliederung mit einer Mischung aus chronologischem und thematischem Zugriff entschieden. Das bedeutet, dass die Dörfer parallel in den einzelnen Kapiteln abgehandelt werden. Trotzdem bleibt die Geschichte jedes Dorfes klar erkennbar. Wie sich bei der Lektüre zeigt, war das eine gute Entscheidung, denn Gemeinsamkeiten und Unterschiede der drei Ortsteile werden unmittelbar deutlich. Verschiedenartige Gewichtungen sind in der Regel durch die Quellenlage bedingt.

Zu Anfang des Buches wird jeder Ortsteil mit seinen dazugehörigen Ortschaften im Luftbild sowie mit Ortsplan vorgestellt und seine Straßennamen erläutert. Der Überblick von Karl-Maria HAERTLE über die Quellenlage und Literatur zu den Ortsteilen ist ein Lehrstück darüber, wie man an eine wissenschaftliche Erforschung einer Ortsgeschichte herangehen sollte, wenn es vor Ort an Quellen mangelt. Es kann an dieser Stelle nicht jeder Beitrag extra gewürdigt werden. Vielmehr sollen ein paar Hinweise genügen, die zeigen, welche besondere Qualität diesen Band ausmacht. Zum einen ist der Zeitraum weit gespannt. Er reicht von der Vor- und Frühgeschichte bis ins 20./21. Jahrhundert. Auffällig ist, dass der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus ausführliche und bemerkenswerte Kapitel gewidmet sind, die in der Geschichtsschreibung nicht nur solch kleiner Orte oft sträflich vernachlässigt werden. Hinzu kommen thematische Vertiefungen u. a. von Notzeiten, zu Sozial- und Wirtschaftsstruktur, Volkskunde, Bräuchen, Vereinen,

Pfarreien und kirchlichem Leben, Dorfentwicklung, Hausgeschichten sowie die Biographien bedeutender Persönlichkeiten. Der Beitrag über die Gebietsreform von 1972 (Karl-Maria Haertle, Andreas Weileder) steht nicht isoliert, sondern wird in die Vorgeschichte der Gebietsveränderungen seit den 1930er-Jahren eingebunden. Außerdem vermeiden die Autoren die meist pauschale Vorverurteilung der Gebietsreform als Tod der Selbstverwaltung und Verlust kultureller Vielfalt, indem sie sich differenziert mit den Interessen aller Beteiligten und mit den Langzeitfolgen der Eingemeindungen bis heute befassen und zu interessanten Ergebnissen kommen, die auch die Fachwissenschaft zur Kenntnis nehmen sollte.

Alle Beiträge sind sachkundig und lebendig geschrieben. Die Autorinnen und Autoren haben ihre Leserschaft im Blick und führen sie durch den Laien oft unbekannt historische Strukturen kenntnisreich durch. Hier nur ein Beispiel: Michael HALLER erklärt in seinem Artikel über die Herrschafts- und Besitzstrukturen als Grundlage der Ortsgeschichte die für die Ortsgesellschaft im Mittelalter und der Frühen Neuzeit prägenden Strukturen. Er erschlägt sein Publikum nicht mit einer unverständlich trockenen Faktenabhandlung und lässt es hilflos zurück, wie es oft wissenschaftliche Autoren in ansonsten guten Ortsgeschichten machen, sondern erklärt die komplizierten Strukturen und vor allem, was sie für die Entwicklung der Ortsteile und der darin lebenden Menschen bedeuteten. Ich habe noch nie in einer Ortsgeschichte eine so lebendige, klare und verständliche Beschreibung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrschafts- und Machtstrukturen gelesen. Auch in den anderen Kapiteln nehmen die Autorinnen und Autoren durchgängig historisch nicht gebildete Leserinnen und Leser an die Hand und vermitteln kenntnisreich und oft spannend historische Strukturen und Ereignisse und ihre konkreten Auswirkungen und Ausgestaltungen vor Ort. Sie binden ihre Erkenntnisse immer in die übergreifenden Entwicklungen ein. Sie lassen sich auch nicht von (vermeintlichen) Überlieferungslücken aufhalten, wie beispielsweise beim Beitrag von Corinna MALEK bei der Beschreibung der Revolutionszeit 1918/19. Nur weil eine Überlieferungslücke vorliegt, wird deshalb eine Epoche nicht einfach kommentarlos übersprungen, wie es oft in ähnlichen Publikationen geschieht. Insgesamt ist ein Buch entstanden, das ein lebendiges, kenntnisreiches und wissenschaftlich fundiertes Bild der Ortsteile von Kaufbeuren zeichnet und dabei seine Zielgruppe, die historisch interessierten Bürgerinnen und Bürger, nie aus dem Blick verliert und auch für die Fachhistoriker mit Gewinn zu lesen ist.

Katrin Holly

Reinhard BAUMANN, *Der letzte Frundsberg. Georg II. (1533–1586). Herr der Herrschaften Mindelheim, St. Petersberg und Sterzing, Diplomat und Landsknechtobrist der spanischen Krone*, Mindelheim 2021, 168 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-947423-38-5, € 19,90.

Die Monate, bevor er am 1. November 1586 auf der Mindelburg starb, hatte Georg von Frundsberg, der letzte seines Geschlechts, gezeichnet von schwerer Krankheit, lesend und schreibend im Bett zugebracht. Über 600 gebundene Bücher, die ein Inventar von 1591 verzeichnet, waren im Besitz Georgs gewesen, darunter nicht wenig medizinische Literatur,

aus welcher der notorisch erfolglose Kriegsmann vielleicht noch einmal Hoffnung geschöpft hatte. Genau hatte er in einem Testament seinen Nachlass geregelt, doch nicht verhindern können, dass sich seine Erben verstritten, sein Besitz zerschlagen und nach 30-jährigen Streitigkeiten Mindelheim letztlich bayerisch wurde (und seine Bibliothek fuggerisch). Reinhard Baumann hat dem weitgehend vergessenen und im Schatten seines Vaters und Großvaters stehenden Frundsberger – letzterer hat es sogar mit Büste in die Walhalla geschafft – ein Lebensbild gewidmet, das auch in seinem methodischen Ansatz interessant ist: Wie der 50. Historikertag im Jahr 2014 oder die Bayerische Landesausstellung 2003 in Amberg zum sogenannten Winterkönig, so schreibt Baumann aus der Perspektive eines vermeintlichen Verlierers der Geschichte – ohne männliche Erben, von seiner Ehefrau verlassen, zeitlebens in Rechtsprozesse verstrickt, von seinen Landsknechten angeklagt und in seiner Obristenautorität und -ehre gekränkt, als stets habsburgtreu (unter Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. und v. a. Philipp II.) in die spanischen Staatsbankrotte hineingerissen u. a. m. Zugleich entfaltet die anzuzeigende Monographie, ausgehend von und kreisend um Georg II., ein Panorama der schwäbischen Regional-, nicht zuletzt Konfessionsgeschichte zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, was sich sinnvollerweise auch aus der vergleichswisen Quellenarmut zum letzten Frundsberger ergibt. Kann sich die Forschung zum gleichnamigen Groß- und zum Vater Caspar an der Darstellung des Mindelheimer Humanisten Adam Reißner orientieren, muss man zu Georg II. die Quellen recht mühsam in den Stadtarchiven von Memmingen, Mindelheim, Nördlingen, Überlingen, dem Tiroler Landesarchiv in Innsbruck, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien oder dem Staatsarchiv in Trient zusammentragen, Sachquellen wie Spielsteine, Medaillen oder Messgewänder auswerten bzw. aus dem Kontext Person und Zeit beleuchten. Dies unternimmt der einschlägig in Epoche wie Thematik ausgewiesene Autor mit weitgehend chronologischem Zugriff, schildert Kindheit und Jugend – in seinem Vornamen spiegelt sich wohl die Familientradition, aber auch die Georgsverehrung der Familie, schließlich wurde ein Backenzahn des Heiligen in der Kapelle der Mindelburg aufbewahrt –, seinen Eintritt als 26-Jähriger in die frundsbergischen Herrschaften, Georgs Verquickung in den spanisch-niederländischen Krieg, seine Ehe- und Tiroler Rechtsstreitereien, sein letztes vom *teufelsbauwurm* avant la lettre befallenes Lebensjahr und das Zertragen seines Erbes in fast alle Winde. Baumann flicht in die gut zu lesende Darstellung aber auch immer wieder systematische Ausführungen ein, etwa zu den Tiroler Herrschaften oder zum Verhältnis gegenüber dem evangelischen Nachbarn Memmingen. Ein besonderes Kabinett- und gleichsam Herzstück des Bändchens ist die Darstellung der Regimentsrebellion im Jahr 1577 und des folgenden Rechtsstreits zwischen dem Frundsberger und der Landsknechtsgemein, der sich bis vor das Reichskammergericht und den Reichshofrat zog und insgesamt als Wendepunkt im Leben Georgs gesehen werden darf. Hier gelingt Baumann, der seine Studien zum Landsknechtswesen abermals erweitern kann, eine auch methodisch höchst aufschlussreiche Studie zum korporativen Selbstverständnis in einer zur zunehmenden Juridizierung neigenden Zeit. Personenregister und eine praktische Appendix mit Zeittafel, Karten und Stammbaum schließen die Publikation sinnvoll ab.

Christof Paulus

Katharina BECHLER/Dietmar SCHIERSNER (Hg.), *Aufklärung in Oberschwaben. Barocke Welt im Umbruch*, Stuttgart 2016, 456 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-17-030248-8, € 29,99.

Die oberschwäbische Kulturlandschaft, die in der Einführung (S. 7–15) der beiden Herausgeber – Katharina Bechler ist Direktorin der Städtischen Museen Hanau, Dietmar Schiersner lehrt Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Weingarten – etwas einsilbig als Region zwischen Donau und Bodensee bzw. zwischen Schwarzwald und Lech umschrieben wurde, zeichnet sich in der Tat durch ihre imposanten Barockbauten aus. Es leitet sich deshalb die berechtigte Frage ab, ob die europäische Aufklärung die regionalen oberschwäbischen Traditionen – sie wurden als „barocke Welt“ globalisiert! – die Zeit veränderte und das Land in eine nachhaltige Umbruchphase versetzte. Zum eingangs definierten Raumkonzept passen einerseits weder die im Aufklärungskontext zwar angebrachten, aber räumlich fehlgeschalteten „Exkurse“ unter anderem zu Augsburg – die ostschwäbische Reichs- und Handelsstadt findet sich trotz aus oberschwäbischer Sicht absoluter Grenzlage laut Register auf mehr als 45 Seiten –, zu München (neun Treffer), zu Luzern, Nördlingen, Nürnberg (je sieben Treffer) oder zu Köln. Das bayerische Allgäu und speziell die oberdeutschen Reichsstädte Memmingen und Kempten, die im Zentrum des Beitrags von Wolfgang PETZ (*Die bürgerliche Öffentlichkeit der Spätaufklärung in Allgäuer Reichsstädten. Medien, kommunikative Netzwerke und Sozietäten*, S. 317–356) stehen, werden im Raumkonzept der Herausgeber ebenfalls für Oberschwaben reklamiert.

Andererseits befremdet bei einem Werk, das im Auftrag der „Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur“ sowie des Landkreises Ravensburg regional ausgerichtet sein sollte, die räumliche Vereinnahmung der Weltgeschichte des (ausgehenden) 18. Jahrhunderts. Zwanzig Autoren versuchten sich deshalb an der anspruchsvollen Aufgabe, den Mainstream europäischer Aufklärung auf kleinräumige Strukturen zu übertragen. Dabei ist insbesondere in den Beiträgen von Erich FRANZ (*Die klassizistischen Bauten von Pierre Michel d'Ixnard in Oberschwaben. Französischer Import und regionale Anverwandlung*, S. 133–146), Angelika KAUFFMANN (*Von Oberschwaben in die Welt*, S. 169–190) und Manfred WEITLAUFF (*Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein reformerisches Wirken im Bistum Konstanz und seine Vorschläge für eine gesamtdeutsche Lösung der katholischen Kirchenfrage auf dem Wiener Kongress [1814/15]*, S. 261–284) gelungen, grenzüberschreitende Netzwerke bereits im Titel zu manifestieren.

Sicher würde es zu kurz greifen, die große Welt der Aufklärung im regionalen Zuschnitt ausschließlich über die Titeleien zu suchen. So ist es dem 2017 viel zu früh verstorbenen Berner Historiker und langjährigen Vorsitzender der genannten Gesellschaft, Peter BLICKLE (*Wieland trifft Rousseau. Politische Aufklärungsphilosophie aus der Erfahrung Oberdeutschlands*, S. 19–32), gelungen, die allerdings seit 1772 in Weimar wohnende oberschwäbische Leitfigur der Aufklärung, Christoph Martin Wieland (1733–1813), am werkimmanenten Erfahrungsaustausch mit Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) in ausgewählten Werken zu messen und zu bewerten. Beispielhaft wurden, um Kultur- und Gesellschaftstransfers zu verdeutlichen und zu vergleichen, die *Abderiten* (1774 bis 1780 in Fortsetzungen erschienen) und der *Contrat Social* (1762) gewählt. Ähnliches trifft auch für

die primär kunsthistorischen ausgerichteten Beiträge des Bandes zu. Wolfgang AUGUSTYN (Januarius Zick. Ein Maler im Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben, S. 147–168) stellt das Wirken des in München geborenen und Ehrenbreitstein gestorbenen Malers und Architekten Januarius Zick (1730–1797) in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Mit Oberschwaben verband Zick zunächst eine „Maurerlehre“ in Schussenried in den Jahren 1745 bis 1749. Wichtiger für das Thema importierter Aufklärung war Zicks späteres Kunstverständnis nach seinen Pariser Jahren mit den Avantgardisten Jean-Baptiste Greuze und François Boucher. Die Ausmalung der oberschwäbischen Kloster- und Pfarrkirchen in Wiblingen, Zell bei Riedlingen und Elchingen zeugt davon.

Inhaltlich gliedert sich der Band, der auf eine Tagung in Ravensburg im November des Jahres 2012 (vier Jahre Abstand bis zur Drucklegung) mit dem Titel „Zwischen Wien, Weimar und Paris – das Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben“ zurückgeht, in die Makrobereiche „Philosophie, Literatur und Bibliotheken“ (1) mit den Beiträgen von Peter Blickle, Andrea Riotte, Katja Schneider, Magda Fischer und Franz Schwarzbauer, „Kunst und Musik“ (2) mit den Autoren Erich Franz, Wolfgang Augustyn, Bettina Baumgärtel und Michael Gerhard Kaufmann, „Kirche und Pädagogik“ (3) mit den Beiträgern Edwin Ernst Weber, Dietmar Schiersner, Manfred Weitlauff und Thomas Wiedenhorn, „Reichsstädte“ (4) – warum hat man hier die zahlreichen Residenzstädte nicht zugeordnet? – mit den Verfassern Simon Palaoro, Wolfgang Petz und Barbara Rajkay und schließlich „Territorien“ (5) mit Brigitte Mazohl, Eberhard Fritz und Esteban Mauerer. Mit Blick auf die ausgreifende räumliche Zuordnung des interdisziplinär eruierten Aufklärungsgeschehens in Oberschwaben wäre es vielleicht besser gewesen, den ursprünglichen Tagungstitel beizubehalten. Sieht man auf die eben vorgestellte feinmaschige Gliederung erscheint der Klappentext des Buches seine volle Berechtigung zu haben. Der Werbetext kann durchaus als vage formuliertes Understatement verstanden werden: „Oberschwaben – für viele ist das eine in besonderer Weise vom Barock und von katholischer Frömmigkeit geprägte Landschaft. Der Band bietet ein Panoptikum der oberschwäbischen Welt des 18. Jahrhunderts im Umbruch, zwischen Aufklärung, rationalistischen Wertvorstellungen und Nützlichkeitsdenken des Zeitalters.“

Wählen wir abschließend aus den noch nicht näher vorgestellten Makrobereichen exemplarisch je einen Beitrag, um die Tragweite aufklärerischen Agierens vor Ort zu klären. Sie stehen als *partes pro toto* für den durch ein Orts- und Personenregister gut erschlossenen und durch namhafte Zuschüsse der Förder- und Stiftungsträger – insbesondere der Fritz Thyssen Stiftung für die Tagung und der Stiftung Oberschwaben für die Publikation – reich ausgestatteten Tagungsband. Für das Bibliothekswesen geht Magda FISCHER (Aufklärungstendenzen in oberschwäbischen Klosterbibliotheken, S. 89–112) der Frage nach, inwiefern die von ihr näher untersuchten, teilweise exzellent bestückten Kloster- und Stiftsbibliotheken am Vorabend der Säkularisation als Aufklärungsbibliotheken bezeichnet werden können. Im Ergebnis vermisst man in den Buchbeständen auf das Ganze gesehen eine systematische und flächendeckende Sammlung aufklärerischer Literatur, obwohl einzelne Konvente eine ausgesprochene Affinität zu den Vordenkern und Protagonisten europäischer Aufklärung entwickelten. Unbeantwortet bleibt die Frage, wie man mit den kirchenrechtlich indizierten *libri prohibiti* verfuhr. Polemisch überzogen

dürfte aber die abwertende Bemerkung des evangelischen Theologen Johann Ferdinand Gaum (1738–1814) verstanden werden, der in seiner Streitschrift über das süddeutsche Mönchswesen behauptete: Die Benediktinerabtei Weingarten sei *den Alten sehr ergeben*, und man kenne *keine Bücher, auf deren Titelblättern etwas von Berlin, Leipzig oder Halle* [als den Zentren der Aufklärung] *vorkommt* (S. 93).

Prüfen wir abschließend den vorgegebenen Aufklärungsbefund an drei städtischen, dynastischen und territorialen Beispielen. Simon PALAORO (Politische Aufklärung in der Reichsstadt. Republikanismus, Gewaltenteilung und Aufklärungsgesellschaften in Ulm im späten 18. Jahrhundert, S. 297–316) misst für die Jahrzehnte vor der Mediatisierung Aufklärung in der schwäbischen Reichsstadt Ulm – auch Ulm ist übrigens für Oberschwaben eine Grenzstadt – als Reformimpetus seiner Bürgerschaft. Die „Bürgerprozesse“ der Jahre 1794 bis 1802 dokumentieren die republikanisch ausgerichtete Rezeption der Französischen Revolution, die in ihrer gesellschaftlich egalisierenden Form die Zünfte zu einer Fundamentalkritik am städtischen Verfassungssystem und der „gottgegebenen Obrigkeit“ veranlasste. Wenn Aufklärung gemäß dem berühmten Diktum Kants reduziert wird auf die Befreiung „aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit“ dann kann man die in anderen Reichsstädten (z. B. Nürnberg) zu beobachtenden Zunftaufstände als späte Form der Aufklärung interpretieren. Spät ist sie jedenfalls in Ulm angekommen, wenn der protestantische Aufklärungsreisende Friedrich Nicolai über die protestantische Stadt Ulm noch 1781 berichtet: *Der Unterschied zwischen Patriciern und Bürgern, zwischen Ratsherren und Bürgern ist, bey allen Vorfällen des Lebens, in dieser Republik sehr einschneidend* (S. 299).

Eberhard FRITZ (Das Haus Württemberg im Zeitalter der Aufklärung, S. 399–416) stellt in das Zentrum seiner Untersuchung eine differenzierte Neubewertung des Regierungsstils unter Herzog Carl Eugen von Württemberg (1728–1793), der als zwölfter Landesherzog seit 1744 politisches Oberhaupt in Oberschwaben war. Der Herzog war in seinen späten Regierungsjahren sicher ein aufgeklärter Monarch. Er wandte sich der Agrarwissenschaft, der Kulturförderung und der Pädagogik zu. Auf die Gründung einer „Académie des arts“ im Juni 1761 in Stuttgart folgte 1765 in Ludwigsburg – dort befand sich der Herzogshof – auf seine Initiative die öffentliche Bibliothek, die heutige Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, für deren Bestandsaufbau er beträchtliche Summen ausgab. 1767 installierte er sich selbst als *rector perpetuus* der Tübinger Landesuniversität Eberhardina. Die ließ er bald in Eberhardo-Carolina umbenennen ließ, womit er sich nach dem Gründer, Graf Eberhard im Bart (1445–1496) als zweiter Universitätsgründer installierte. Der Herzog nahm das Rektorenamt bis zu seinem Tod 1793 wahr.

Esteban MAUERER (Die große Revolution. Bayerns Expansion nach Ostschwaben, 1802 bis 1808, S. 417–447) konzentriert sich unter Auswertung dichter, aber keinesfalls vollständiger und kaum oberschwäbischer Forschungsliteratur auf die expansiven Maßnahmen im Westen Bayerns unter dem „Radikalaufklärer“ Maximilian Graf von Montgelas (1759–1838). Der Autor bedient als zentrale Felder den Militärdienst und die Religionspolitik des frühen 19. Jahrhunderts. Die Integration neubayerischer Gebiete westlich der Iller entlang alter Salzhandelswege konnte kaum unter Zwang gelingen, sondern brauchte Zeit, die weit über die Aufklärungsepoche in ihrer zeitlich weitgehenden Fassung hinausging. War es oberschwäbisch und die Furcht vor Aufklärung, wenn der Pfarrer Magnus

Scharpf aus Thalhofen im bayerischen Landkreis Ostallgäu 1802 von der Kanzel posaunte: *Wir sind also bayerisch – Gott Gnade uns allen?* Dieser aus dem Kontext gerissene Satz war wohl für die Integrationsschwierigkeiten Oberschwabens peripher, da die tatsächlichen Probleme im katholischen Teil Oberschwabens eher an der Arroganz zahlreich zwangsversetzter, protestantisch-pietistischer Pfarrer altwürttembergischer Provenienz als an den Folgen bayerischen Inselbesitzes festzumachen sind.

Insgesamt entstand ein sehr lesenswerter, gut gegliederter und reich ausgestatteter Band, dessen Zielrichtung weniger darin lag, empirische Neuforschung zu präsentieren, als die Aufklärungsära in einem räumlich nicht überzeugend definierten Oberschwaben zu konkretisieren. Wenn dabei barocke Welten als Gegenpol – verblasst und binär – zur Aufklärung verstanden wurden, legt man die großen Kontinuitäten der frühen Neuzeit vorschnell zur Seite.

Wolfgang Wüst